

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 69. Bromberg, den 17. April 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von **Hans Hermann Richter.**

(Schluß.)

„Ich habe heute vormittag mit meiner Klientin gesprochen", begann Dr. Jakobi, „und bin Ihnen ja durch einen Brief des Herrn Justizrat Meyer legitimiert." — „Jawohl", sagte Pieter. — „Es ist zweifellos festgestellt", fuhr der Anwalt fort, „daß meine Klientin die natürliche Tochter des verstorbenen Herrn Jakobus Mende ist, also auch die einzige berechtigte Erbin, der das große Vermögen nach dem Gesetz zufallen muß, da andere Erben nicht vorhanden sind." — „Aber da . . ." — „Aber da ist ein Testament, wollen Sie sagen. Ich weiß, ich weiß. Das ist unwesentlich. Herr Mende hat von seiner Tochter nichts gewußt." — „Da ist noch ein Brief an mich." — „Das ist auch unwesentlich." — Pieter Mörs dachte, daß alles, was er hatte, unwesentlich war, und wenn der andere etwas sagte, sollte er es wichtig nehmen. Das mißfiel ihm gründlich. — „Meine Klientin will aber nicht rigoros vorgehen", fuhr Jakobi fort, „sie macht Ihnen einen Vorschlag zum Guten. Sie sollen ein Jahr lang zusammen in Pelle wohnen und sie kennen lernen. Finden Sie gegenseitig Gefallen aneinander, dann ist es am zweckmäßigsten, wenn Sie sich heiraten. Sollte meine Klientin auf eine Heirat verzichten, dann setzt Sie Ihnen eine Rente aus, die sehr angemessen sein wird. Sollten Sie verzichten, so erhalten Sie natürlich nichts."

„Das geht nicht", meinte Pieter.

„Warum nicht?"

„Ich bin verlobt."

„O, das ist unangenehm. Läßt sich das nicht ändern?"

Das hätte Dr. Jakobi nicht sagen sollen. Pieter Mörs sprang auf und stand wutschnaubend vor ihm.

„Sie Rechtsverdreher, Sie Urian," schimpfte er los. „Halten Sie mich für einen so gemeinen Kerl, daß ich Ihrer Rente wegen meine Braut sitzen lasse? daß ich mich füttern lasse und sie muß sich mit fremden Gören herumschinden und schlecht behandeln lassen?"

Dr. Jakobi retirierte hinter seinen Stuhl.

„Dann muß das Recht entscheiden," rief er hinter dem Sessel. „Seien Sie überzeugt, dann erhalten Sie nichts."

„Ich will nichts geschenkt haben! Natürlich soll das Recht entscheiden. Leuten, die von den Zänkereien anderer leben, soll man mißtrauen, hat mein Onkel gesagt. Ich mag das Weibsbild gar nicht sehen, das Sie immer Ihre Klientin schimpfen. Ich fahr' nach Hamburg und geh' auf'n Fischkutter, da verdiene ich genug, und wenn der Prozeß entschieden ist, dann hab' ich entweder mein Recht, oder ich bleibe in Hamburg."

„So ein Prozeß ist aber sehr teuer," gab Jakobi zu bedenken, „und wenn Sie verlieren, müssen Sie alles bezahlen."

„Da machen Sie sich nur keine Sorge über," trumpfte Pieter auf. „Der alte Meyer ist mein Freund, der pumpt mir, und ich zahl' ab."

„Aber ich pumpe nicht und lasse pfänden."

„Was geht mich denn Ihr Geld an?"

„Wenn Sie verlieren, müssen Sie auch mich bezahlen. Wollen Sie sich nicht mal lieber meine Klientin ansehen?"

Jetzt hielt es Eva nicht mehr hinter der Tür aus; sie trat vor.

„Ich habe alles gehört, Pieter. Willst du dir das Mädchen nicht doch ansehen?"

„Nein," sagte Pieter. „Er soll ruhig abreisen mit seiner Klientin; ich will sie nicht sehen."

„Ja, Herr Doktor," wandte sich Eva an den Anwalt, „dann muß ich Sie schon um Ihre Begleitung bitten für meine Reise."

„Waaas?" sagte Pieter.

„Wenn du mich doch nicht einmal ansehen willst", Eva ließ den Kopf hängen. „Und heiraten willst du mich auch nicht."

„Heiliger Klabautermann, dich will ich ja gerade heiraten!" rief Pieter.

„Aber ich bin doch Marie Ruttenscher und Jakobus Mendes Tochter; ich bin ja die Klientin!"

Pieter Mörs sah sie verblüfft an. Er kapierte aber rasch.

„Du bist ein ganz durchtriebenes Frauenzimmer!" Und er packte sie am Hals und küßte sie herzhaft ab. — So fand der Streit um Jakobus Mendes Erbschaft sein Ende.

*

In Pelle war die ganze Stadt auf den Beinen. Überall hingen Girlanden und bunte Fähnchen, und die Villa an der Weser war festlich geschmückt.

Heute war Pieter Mörs' Hochzeitstag.

Schon am frühen Morgen versammelten sich die Gäste in der Villa. Friedel Frölein war aus Berlin gekommen und der Rechtsanwalt Jakobi aus Hannover mit der Tante. Don Manuel und Donna Micaela waren da und hatten auch die kleine Ines mitgebracht.

Es klopfte und Friedel Frölein streckte seinen Kopf zur Tür hinein.

„Hier ist nur Frauen der Zutritt gestattet," scheuchte ihn Donna Micaela zurück, aber Friedel Frölein ließ sich nicht abweisen.

„Werteste, Allerverehrteste, machen Sie Platz und lassen Sie mich hinein. Ich bin kein Mann, ich bin Frölein, der Detektiv, der jetzt als ein Hochzeitsgast vor Ihnen steht, wie Sie ihn nachher sehen werden, wenn er mit schallender Stimme sein Hochzeitspoem vortragen wird, behandelnd die Fahrten und Moritaten des geschätzten Pieter Mörs und der werten Jungfrau Eva Meinert. Ein Poem, Hochzuverehrende, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen werden! Vor Ihnen steht jetzt das Ohr und Auge aller Weltblätter, deren Leserkreis gespannt ist, atemlos gespannt ist, die Feier des heutigen Tages zu vernehmen und sie für zwei Reichsmark mit der Morgensemmel in den Kaffee stippen zu können!"

Er sprang um Eva herum.

„Deliziös ein Gedicht, ein Märchen, hochachtbar. Einen Augenblick! Haben Sie keinen Bleistift? Ich muß meine Gedanken zu Papier bringen, die Gedanken eines Unglücklichen, der unbeweibt durchs Leben ziehen muß."

„Warum heiraten Sie nicht?" neckte ihn Eva.

„Gehen Sie lieber hinaus," drängte Donna Micaela.

„Nein, ich will den Genuß, zum letztenmal Fräulein Eva zu sehen, voll auskosten. Überall bringe ich Sie hinein! Meine Verbindungen! Der gesuchte Detektiv! Seien Sie so freundlich — recht freundlich!"

Er knipste sie rasch mit seinem Taschenapparat.

„Und nun verlasse ich sie, den glücklichen Bräutigam zu beglücken."

Wie der Wind fuhr er hinaus, die Treppe hinauf, in Pieters Zimmer, der sich gerade mit dem Schlips mühte. Er hatte im Vorrat des Onkels einen weißen Selbstbinder gefunden, brachte aber keine Schleife zustande.

Aber Frölein hielt ihm die breite Hand entgegen. — „Mit nichten, Herr Janmaat, stoßen Sie nicht alle Gesetze der Schicklichkeit mit den Füßen." Er half ihm. — Der alte Meyer schaute durch die Tür, erblickte Frölein und schlüpfte

hinein. — „Dieser Jakobus Mende hatte Dinge in seinem Keller", flüsterte er, „Flaschen, die man nur mit heiligster Ehrfurcht betrachten kann. Sonnenseite, Schloßabzüge, Liebfrauenmilch." — Pieter Mörs rutschte in den Frack und ging hinaus, gefolgt von seinen beiden Trabanten. Unten im Vestibül stand Eva im Brautstaat. Er reichte ihr den Arm und sie gingen in den Garten. — Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide, sangen die Weißgekleideten, und es klang wunderhübsch und sah lieb aus, wie sie ihren Reigen in dem bunten Garten tanzten. — Oben lachte die liebe Sonne auf Pieter Mörs und Eva. — Die Mädchen hatten ihren Sang beendet und überreichten Eva den Kranz und Pieter ein Myrtensträußchen. Am Tor hielt der Wagen, der die beiden zum Standesamte bringen sollte. Sie schritten, gefolgt von Gästen, durch den blühenden Sommer. Meyer und Don Manuel folgten als Trauzeugen.

Frölein griff sich Dr. Jakobi als neues Opfer.

„Da fährt er in sein Unglück! Welch schöner Prozeß ist Ihnen entgangen!"

„Das Glück zweier Menschen steht mir höher", belehrte ihn Jakobi.

„Sie werden nie ein berühmter Anwalt und eines Tages mit einer Weißgekleideten desselben Weges ziehen", greinte Frölein und suchte nach Christian Flügge.

Dieser goß unentwegt Weinflaschen in eine Bowle und hatte auch einige Flaschen Selters neben sich stehen.

„Rechtzeitig führt mich ein gütiges Geschick des Weges", sagte Frölein. — „Was wollen Sie mit diesen?" Er wies auf die Seltersflaschen.

„In die Bowle", antwortete Flügge.

„In die Weser!" schrie Frölein. „Unseliger, Sie wollen uns vergiften!"

Und er schleuderte die Flaschen in hohem Bogen in die Weser hinein. —

Pieter Mörs stand vor dem Standesbeamten.

„Wollen Sie mit der unverehelichten Eva Meinert, Adoptivtochter des Farmers Meinert, geb. Ruttenscher, die Ehe eingehen?"

„Ja", sagte Pieter.

„Und Sie, Eva Meinert, wollen Sie diesen Jan Pieter Mörs zum Ehemann?"

Eva nickte und flüsterte etwas, aber der Beamte hatte sie verstanden und gratulierte ihnen. Dann mußten sie unterschreiben, und die Trauzeugen bestätigten, daß sie dabei gewesen waren.

Draußen schrien die Kinder Hurra, als das Paar das Standesamt verließ.

Pieter Mörs riß sich plötzlich los und stürmte durch die Menge.

„Er wird doch nicht wieder davonlaufen?" meinte Meyer besorgt, der so etwas an Pieter gewöhnt war. Aber der hatte in der Menge zwei Leute entdeckt und zog sie nach vorn.

„Das ist Klas Ovendale von Groningen und Martje", sagte er zu Eva; „seid ihr meinetwegen gekommen?"

„Wir wollen dir doch gratulieren", meinte Klas verlegen, denn er hatte nur einen einfachen Anzug an.

Pieter Mörs nahm sie einfach mit in seinen Wagen. Ganz benommen kamen die beiden in der Villa an.

„Seid ihr schon verheiratet?" fragte Pieter Mörs.

„Ja", erwiderte Martje. „Schon vier Wochen."

„Und den Regulator kriegst du noch", versicherte Pieter, „und noch was anderes; mein Freund Klas muß doch selbst Kapitän sein; ich schenke dir am besten dazu noch einen Ewer, dann habe ich immer frische Fische und kann auch einmal mitfahren."

„Ach, Herr Mörs", machte Martje, und Klas sah stramm zum Fenster hinaus, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.

Vor der Kirche stand hernach der Lehrer mit allen seinen Schulkindern, als der Wagen hielt, und sie sangen ein schönes Lied und machten dumme Gesichter, als hinter der schönen Braut und dem feinen Herrn Mörs Martje und Klas herauskletterten.

„So nimm denn meine Hände", spielte der alte Kantor auf der Orgel, und der Pastor segnete die beiden blonden Scheitel, die sich vor ihm senkten.

Im Himmel droben würde sich der alte Jakobus Mende freuen über seine Tochter und seinen Neffen. —

Und Pieter Mörs ist nun trotz seiner Millionen sehr glücklich geworden!

—: **Ende.** :—

Nächtliche Büffeljagd.

Im Hinterland des Kilimandjaros.

Von **Curt Bloedorn.**

Unweit des Stromes ließ ich am Spätnachmittag das Lager aufschlagen. Regenschauer waren am Tage niedergegangen, es trieften Zweige und Blätter. Der Abend kam. Der volle Mond schien silbern auf das stille Wasser. Im Westen hörte ich das ferne Rauschen der Stromschnellen, gedämpft wie Bänmerauschen kam das Tosen der Fälle durch den dichten Wald. Mitternacht war vorüber. Meine Schwarzen schliefen schon, denn heute waren sie müde geworden. Der lange Marsch war anstrengend gewesen, ich hatte die Lasten vergrößern lassen müssen, weil etliche Leute erkrankt waren. Der Regen hatte mich am Tage mehrfach durchnäßt. Mich fror jetzt in der Abendkühle, ich fand keine Ruhe und ging vor dem Zelte am Feuer auf und ab. In der Steppe war ich auf frische Büffellosung und auf starke Fährten dieses Wildes gestoßen. An diese Wildrinder dachte ich. Für den nächsten Tag mußte Fleisch geschafft werden, zwei erlegte Buschböcke waren in den Magen der Träger verschwunden. Der Himmel war völlig klar geworden, der Mond hatte die Regenwolken des Tages vertrieben und silberweiß lag die weite Steppe, auf der wir gezogen waren. Im Osten stand, wie eine schwarzgrüne Wand, ein Stück Urwald und reckte einen seiner Ausläufer bis an das Wasser, fast bis zum Lager.

In der lichtbefluteten Steppe meldeten Frankoline, Steppenhühner der Tropen, sie mußten in ihrer Ruhe gestört sein, und mehrere Kormorane am Flußufer schrien zuweilen auf. Dann wieder Stille, nur der Strom gurgelte und raunte leise, eintönig. Da —! ein langgezogener brüllender Ton in der Steppe. „Buhu unhubu!" Noch einmal kam der Ruf und Antwort wurde ihm weit draußen, in der silberweißen Ferre. „Büffel!" Ich war wie elektrisiert. Im Mondschein hatte ich auf dies urige, seltene Wild noch nicht gejagt. Es würde ein gewagtes Unternehmen sein, auf diese wehrhaften, leicht reizbaren Tiere im immerhin unsicheren Licht zu pirschen, vielmehr noch auf sie zu schießen. Aber die Büffel lockten mich, ihre Trophäen und ihr saftiger Braten waren nicht zu verachten. Ich weckte meinen Jagdboy, einen Dinba: „Hoch, Mwabende, Büffel in der Steppe, komme mit!" — „Bwana, sie sind uns böse und schwer zu finden in der Nacht. Aber sie finden uns!" Der Dinba hatte keine rechte Lust zur nächtlichen Jagd; er hatte wie alle Schwarzen, eine Heidenangst vor Büffeln, mußte sich schließlich aber doch fügen und mitkommen. Er sollte ein Reservegewehr tragen.

Im Schatten des Waldrandes ging es zur Steppe. Ängstlich darauf bedacht, in der Nähe meiner Büchse zu bleiben, haftete der Schwarze auf meinen Fersen. Im hohen Grase hingen große Tropfen und schlugen ihr Naß durch den Kord meines Anzuges. Es war ein schlechtes Vorwärtskommen im dichten Wuchs, außerdem wehrten Busch- und Baumgruppen nach der Steppe zu die Fernsicht. Hin und wieder sprang vor mir Wild ab, Antilopen, auch Zebras. Nur an ihrem Schnauben erkannte ich die Streifenpferde, zu Gesicht bekam ich sie nicht. Stille umgab mich auch hier in der Steppe, nur in der Ferne in heller baumloser Ebene ab und zu dumpfes Brüllen. Die Büffel waren weit hinausgewechselt. Ich überlegte, was tun! Schließlich wagte ich es, ihnen entgegenzupirschen. Zitternd und grau vor Angst folgte mir der Schwarze. Jeden Busch, jeden Baum als Deckung nehmend, schob ich mich vor. Oft mußte ich mich recken, um über dem Graswuchs Sehfeld zu haben; bis zur Brust und darüber hinaus standen die Halme. Den Mond im Rücken, konnte ich mit dem Glase weit hinausleuchten. Wild war reichlich zu sehen, Büffel konnte ich nicht finden. Diese vorsichtige, unruhige Gesellschaft hatte den Waldrand weit hinter sich gelassen und äste sich satt in der freien übersichtigen Steppe. In ihr fühlten sich die Büffel sicher vor unliebsamen Überraschungen.

Immer weiter rückte ich vor und deutlicher kam mir das Brüllen der Wildrinder. Wie eine zerrissene Masse Silberbronze hob sich vor mir eine Bauminsel aus dem Gräsermeer. Wenn ich vom Wilde ungesehen und ungestört durch sie gelangte, mußte ich an die Büffel heran sein. In einer Viertelstunde hatte ich den Weg geschafft und hatte mich durchgearbeitet durch Dornen, Adansonien und Akandus. Jetzt hatte ich die freie Steppe vor mir. Ich suchte sie mit dem Glase ab und fand die Büffel. Es mußte eine starke Herde sein, die da auseinandergezogen sich in der fast tageshell beleuchteten Grasfläche sattäste. Als mächtige, sich dauernd verschiebende, schwarzgraue Fläche hoben sie sich von der lichten Umgebung ab. Deutlich hörte ich einzelne Tiere sich melden, ich hörte, wie zwei sich erzürnten, krachend fuhren ihre Schädel gegeneinander und zornig rollte ihr Kampfruf zu mir. Zum sicheren Schuß waren sie mir aber immer

noch zu weit. Wenn ich hier nicht warten wollte auf den Einwechsel der Büffel, und der konnte erst nach Stunden stattfinden, dann mußte ich mindestens bis zu der einzelnen Dornakazie vor, die auf vierzig bis fünfzig Schritte wie ein Riesenpilz aus der Steppe wuchs. Tiefgebückt, vorsichtig, halb kriechend holte ich auch diese Strecke unbemerkt von der Herde. Ich war froh, als ich im Schutze des Baumes war, ohne von einem Büffel auf meinem Wege angenommen zu sein.

Es war ein packender Anblick, der sich mir hier jetzt bot. In Schußnähe, halbverdeckt durch hohes Gras, sah ich die nächsten Stücke dieses starken Wildes in seiner Massigkeit und Kraft vor mir. Sie ahnten nicht die Nähe des Menschen, der einen aus ihrer Mitte sich holen wollte, und gaben sich völlig unbeobachtet. Ich hörte sie Gras abreißen, vernahm das Aneinanderstoßen ihrer Hörner (weidmännisch Gewapp), ein starkes Stück schlug ein schwächeres aus seiner Nähe, und sah Jungtiere und Kälber ihre Kräfte im Spiele probieren. Mit gesenkten Hörnern nahmen sie sich an, stießen zusammen, daß es dröhnte und drückten sich hin und her. Brummend brachte ein Alttier oder ein mürrischer Bulle die unruhigen, jugendlichen Geister zur Ordnung.

Ein, wie mir schien, besonders starker Büffel, der eine Zeitlang spitz zu mir stand, wandte sich und kam mir breit. Schon lange hatte ich meinen Karabiner am Baume angestrichen, um im gegebenen Moment fertig zum Schusse zu sein. Hochblatt faßte ich das Stück und machte den Finger krumm — der Schuß brach, das Mündungsfeuer fegte — drüben ein dumpfer Fall, der Büffel war zusammengebrochen. Ich repetierte in der sekundenlangen Stille, die eingetreten war, backte an und schoß sofort auf das nächste Stück, das wie alle anderen erstarrt zu sein schien. Nur den Kugelanschlag hörte ich noch, dann dröhnte und bebte die Erde vor mir. Die ganze rasendgewordene Büffelherde setzte sich zu mir hin in Bewegung. „Sich drücken ist jetzt keine Schande, die Geschichte wird bedenklich!“ dachte ich, preßte mich an den Stamm, zu meinen Füßen kauerte der Schwarze. Den Boden stampfend kamen die Büffel heran, die schwarzgrauen Leiber hoben und senkten sich beim Sprung; sie kamen als säße der Satan ihnen im Genick. Noch zwanzig Schritte — noch zehn — ich hatte wieder geladen — jetzt sind sie da, links und rechts hart am Baume donnern sie vorbei, einige sind vor, andere kommen noch nach; der Boden zittert, im hohen Grase rauscht, peitscht und schnaubt es! — Gott sei Dank, sie sind vorbei und wir lebend; wir sind nicht unter ihre Hufe geraten. Da steht aber doch noch ein Kalb unmittelbar vor meinem Baum! Ausgerechnet hier muß das dumme Vieh stehen bleiben und nach der Mutter rufen. Richtig, wie ich geahnt, da kommt die Alte zurückgetobt, überrennt einen Jungbullen, der sich verspätet hat und ihr in den Wurf tritt, rast auf zwei Schritte an mir und dem Baume vorbei, steht auf zehn Schritte vor mir bei ihrem Kinde und äugt nach dem Stamme, der mich deckt. „Die hat Witterung von uns bekommen und nimmt uns an!“ Die Büffelkuh stampft mit den Hufen, schnaubt und peitscht mit der Schwanzquaste ihre Seiten. „Die Sache wird brenzlich, jetzt kommen wir an die Reihe. Ist es so gemeint ,dann gibt es kein Warten und Mitleid mit dem Kalb, das ohne die Alte umkommt. Du oder ich, lieber du!“ Zum dritten Male bricht ein Schuß aus meiner Büchse, stöhnend sackt das Stück zusammen, steht aber wieder auf, hat von mir sofort eine zweite Kugel, fällt um und schlegelt mit den Läufen den Boden, daß Grasbüschel und Erdstücke in die Luft fliegen.

Von den erstbeschossenen Büffeln war von meinem Stand im hohen Grase nichts zu sehen. Die Kuh verendete in wenigen Minuten. „Was nun?“ Eine Viertelstunde wartete ich noch; es konnte möglich sein, einige Büffel waren noch in der Steppe geblieben, die konnten der Herde folgen wollen und mich annehmen. Der Schweißgeruch (Blut!) der erlegten Tiere würde sie, wie es meistens ist, rasend gemacht haben. Als sich aber nach längerer Zeit nichts rührte, pirschte ich vor, an der Kuh vorbei, bei der das Kalb immer noch stand, und fand den ersten und bald auch den zweiten Bullen. Beide Büffel waren bereits verendet, ihre gebrochenen Lichter starrten grün. Sie waren schwächer als ich sie angesprochen hatte, doch war ihr Gewapp das Mitnehmen wert.

Mit nötiger Vorsicht krochen wir zurück und waren nach zwei Stunden im Lager. Bei Sonnenaufgang, um sechs Uhr, stand ich mit einem Teil meiner Schwarzen vor meiner nächtlichen Beute, und unter Lachen und Schwatzen der Eingeborenen begann das Zerlegen. Das Kalb war nicht mehr da, vielleicht war es den Fährten der Herde gefolgt oder Raubzeug hatte es fortgefangen.

Narzisse.

Von Max Jungnickel.

Das Dorf lächelt sich still in den Schlummer. Die Wiesen werden weit, möchten sich mit dem Abendhimmel verschwistern; die Blumenfarben darin neigen sich und sehnen sich und wollen sich verschäumen. Und nun kommen auch die Sterne über's Dorf.

Ein schmaler Weg, gerade so breit, daß zwei Menschen dicht neben einander gehen können, hüpft und springt durch die Wiesen. Es hat wohl selten einen so seligen Pfad gegeben. Wer ihn ging, der ging ihn mit dem Herzen: Ein Brautpfad, eine Andachtsgasse, eine Himmelfahrtstraße.

Da kommen schon zwei. — Stumm kommen sie, Arm in Arm. Wer mag das wohl sein? Der Frau weht der Abendwind eine graue Haarsträhne in die Stirn. Sie streicht die Strähne sanft und nachdenklich zurück. — — Der junge Mann an ihrer Seite hat sein Antlitz ganz zum Himmel erhoben. Ja, die beiden Menschen brauchen diesen schönen, seligen Abend so notwendig. Die Frau Pastor ist's mit ihrem Sohn, der blind aus dem Kriege kam.

Jetzt läßt ihn die Mutter los, rennt über den Wiesenrain, bückt sich und pflückt eine Narzisse, die da einsam, wie eine seidene Priesterin, im lachenden Gauklerreigen der vielen bunten Wiesenblumen stand. Und nun kommt sie zurück und legt die Narzisse, wie etwas ganz Kostbares, in die rechte Hand ihres blinden Jungen. Der nimmt die Blume, riecht vorsichtig daran und streichelt darüber hin. So wundersam und andachtsvoll streichelt er darüber hin, als sei die Blüte ein Stern, den Gott auf seinen Weg fliegen ließ. Dann steht er still mit bebendem Munde. — — Kein Wort sprechen die beiden; aber sie stehen wie von den Flügeln der Ewigkeit berührt. — —

Und nun lächeln sie selig heim. Hinter ihnen her geht der Mond, der weiße Fürst der Nacht. Es ist, als ob er die Fußspuren der beiden Menschen küssen will.

Wie Charlottenburg zu seinem Namen kam.

(Nachdruck verboten.)

Vermutlich kennen Sie den Ort Lietzelburg nicht, aber da Sie einen Andreeschen Handatlas besitzen, (sogar neueste Auflage!) fühlen Sie sich beruhigt. Da wird, so meinen Sie, dies rätselhafte Lietzelburg schon zu finden sein.

Leider irren Sie in diesem Falle; denn es steht selbst in der neuesten Ausgabe nicht. Und das hat folgende Ursache — — Lietzelburg ist nämlich der Name für Charlottenburg, ein Name, der aber heute ganz in Vergessenheit geraten ist. Wie aber das alte Lietzelburg zu dem Namen Charlottenburg gekommen, diese kleine Geschichte möchte ich Ihnen heute erzählen.

Als der Preußenkönig Friedrich der Erste einmal mit seiner Gemahlin Sophie Charlotte eine Spazierfahrt durch den Tiergarten nach dem nahegelegenen Dorfe Lietzelburg machte, erblickte die Fürstin auf einmal ein Landhaus, das ihr Interesse in hohem Maße fesselte. Nach ihrer Erkundigung erfuhr die Königin, daß es dem Oberhofmarschall von Dobrzynski gehöre und seine anmutige Lage erweckte in der Fürstin den Wunsch nach seinem Besitze.

Auch fürstliche Wünsche einer hohen Frau sind ein Befehl. — — König Friedrich erstand das Landhaus und überraschte seine Gattin damit. Um sein Geschenk aber wirklich zu einem wertvollen zu gestalten, tat der König noch ein übriges. Er ließ den berühmten Schlüter kommen, diesem trug er auf, aus dem schlichten Landhause ein Versailles en miniature zu schaffen, ein Auftrag, den Schlüter, der geniale Künstler, nur zu gern ausführte.

Dies Lustschloß erhielt zuerst den Namen Lietzelburg, hier hielt die geistvolle Königin Sophie Charlotte mit Vorliebe ihren Hof ab, nachdem es am 11. Juni 1699, ihrem Geburtstage, feierlich eingeweiht wurde.

Nach dem Tode der Fürstin wurde ihr zum Gedenken Lietzeiburg in „Charlottenburg“ umgetauft.

J. Adams.

Goethe und der naschhafte Diener.

Anekdote, mitgeteilt von Franz Lächler.

(Nachdruck verboten.)

Als Goethe noch nicht lange in Weimar weilte und noch nicht den Bedienten gefunden hatte, der später viele Jahre um ihn war, stand ein Diener in seinen Diensten, der sehr naschhaft war, eine Eigenschaft, die der Dichter besonders wenig schätzte.

Vor allem hatte es der Diener auf die köstlichen Äpfel abgesehen, die Goethe von dem Herzog zum Geschenk erhalten hatte.

Als die Zahl der edlen Früchte, obwohl der Dichter nur an Sonntagen einen der Äpfel zu verspeisen pflegte, rasch abnahm, beschloß Goethe einen ungewöhnlichen Weg zu beschreiten, um den Diener von seiner Leidenschaft zu heilen.

Er legte eine größere Anzahl der Äpfel, die er zuvor gezählt hatte, an verschiedene Stellen der Zimmer, annehmend, daß der Bediente beim Anblick der Früchte seine Begierde nicht werde meistern können, besonders, da er glauben mußte, daß es nicht auffallen werde, wenn sich die Zahl der Äpfel um einen verminderte.

Als Goethe heimkehrte und die Äpfel überzählte, fehlte einer.

Er stellte sich zu Tode erschrocken und rief bestürzt: „Wer hat einen von den Äpfeln gegessen?"

„Ich nicht!" Erwiderte der Diener.

„Desto besser," fuhr Goethe fort, „denn ich habe in sämtliche Äpfel, die ich aus dem Keller holte, Arsenik getan, um mit ihnen die Ratten, die sich seit einigen Wochen bemerkbar machten, zu vergiften."

Der Diener wurde totenbleich und wand sich im Vorgefühl der erwarteten Schmerzen.

Goethe aber flößte ihm aus einer bereitgehaltenen Flasche eine solche Menge von Rizinusöl ein, daß, hätte der Missetäter wirklich einen vergifteten Apfel gegessen, die Wirkung nicht furchtbarer hätte sein können.

Über die Abnahme seines Vorrates an Äpfeln hatte der Dichter seit diesem Tage nicht mehr zu klagen.



Bunte Chronik



* **Der Schuß ins All.** Wir brachten vor einiger Zeit einen Roman von Willi Gail mit der gleichen Überschrift, dessen Inhalt unseren Lesern sicher noch im Gedächtnis ist. Im Untertitel nannte man ihn einen „Roman von morgen". Daß wir aber bereits heute mitten in diesem „Morgen" stehen und daß schon heute Jules Vernes Traum Wirklichkeit wird, beweist folgende Meldung, die jetzt durch die amerikanische und europäische Presse geht: Es sind drei Monate her, daß der amerikanische Physiker Prof. Goddard die erstaunte Welt wissen ließ, daß er das Modell einer Rakete hergestellt habe, die von der Erde zum Mond abgefeuert werden könne. Der Professor wurde verlacht. Um die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, hat sich Prof. Goddard entschlossen, im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Abhandlung, die im Jahresbericht des Smithsonian-Instituts erschien, die Grundidee der von ihm ersonnenen Raumrakete zu verwerten. Man erfuhr, daß die Innenkonstruktion des Mondschiffs auf dem Rückstoßprinzip beruht. Die Rakete führt eine Pulverladung mit, die nach Art der Maschinengewehrpatronen automatisch verfeuert wird. Die Rakete selbst besteht aus einer Anzahl ineinander geschachtelter Hülsen, die allmählich im selben Maße wie das Triebmittel verbraucht und automatisch abgeworfen werden. Die Vorrichtung soll eine Abnahme der Geschwindigkeit verhüten: mit dem Verbrauch der Pulverladung geht eine Verringerung des Gewichtes Hand in Hand. Die Berechnungen Goddards wurden nachgeprüft. Nun stellte sich zur nicht geringen Überraschung der Fachleute heraus, daß die Erfindung Goddards keineswegs das Phantasiegebilde eines schrullenhaften Gelehrten, sondern einen wissenschaftlich ernst zu nehmenden Versuch zur Verwirklichung eines uralten Menschentraums darstellt. Dem Interviewer eines großen amerikanischen Fachblattes vertraute der Gelehrte an, daß er unablässig an der Vervollkommnung seiner Rakete arbeite. Nun sei er des Erfolges sicher und die Rakete werde im Sommer unter allen Umständen abgefeuert werden. Seitdem sich die Blätter mit diesen Projekten befassen, erhielt der Physiker Briefe, deren Schreiber sich ihm antragen, die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Bisher haben sich nicht weniger als 52 Personen gemeldet. Auch ein 70jähriger ehemaliger Lehrer hat sich gemeldet; sein Leben sei ohnehin abgeschlossen, er möchte sich einer erhabenen Idee opfern.

*

* **Neuartiger Blindenunterricht.** Der russische Augenarzt Prof. Rosing hat eine Methode erfunden, die Blinden mittels verschiedener Töne lesen zu lehren. Jeder Buchstabe des Alphabetes wird durch einen bestimmten Ton ausgedrückt. Bisher wurden Töne für 18 Buchstaben des Alphabets festgelegt.

*

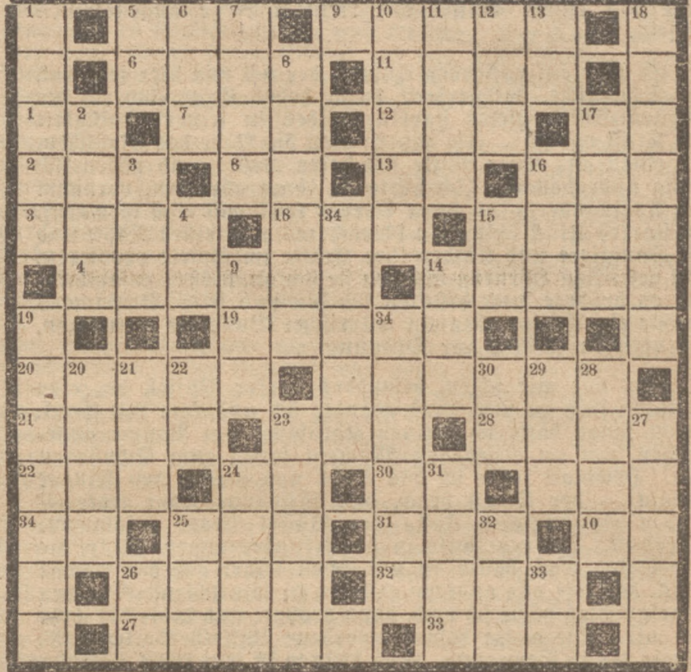
* **Uraufführung eines Opernlibrettos von Georg Kaiser.** Die einaktige Oper „Der Protagonist" von Kurt Weill, deren Text von Georg Kaiser stammt, gelangte am 27. März am Dresdener Opernhaus unter Leitung des Generalmusikdirektors Fritz Busch zur Uraufführung.



Rätsel-Ecke



Kreuzworträtsel.



Von oben nach unten: 1. Deutscher Fluß. 2. Rastort in der Wüste. 3. Bezeichnung eines Fleckens. 4. Fluß in Livland. 5. Abkürzung für einen Herrscher. 6. Tierleiche. 7. Halbaffe. 8. Hafenstadt in Kleinasien. 9. Hafenstadt am Meerbusen von Tongking. 10. Körperteil. 11. Vorgeschichtliche Formation. 12. Alttestamentlicher Richter. 13. Tonstufe. 14. Fischart. 15. Flächenmaß. 16. Schlangenbezeichnung. 17. Zahl. 18. Französische Königin. 19. Italienischer Bildhauer, Maler und Architekt der Barockzeit. 20. Spanische Provinz. 21. Arabische Bezeichnung für Sohn. 22. Anruf. 23. Männlicher Vorname. 24. Schiffsteil. 25. Plötzlicher Windstoß. 26. Vieldeutiges Murmeln. 27. Gottbezeichnung im Orient. 28. Getränk. 29. Englischer Vorname. 30. Vorsilbe. 31. Fremdwort für eine Zeitrechnung. 32. Das Gegenteil von gesittet. 33. Abkürzung einer Rechenbezeichnung. 34. Gelaß für Wagen.

Von links nach rechts: 1. Priesterin der Hera. 2. Vorgebirge in Spanien. 3. Buch der Bibel. 4. Wichtiges Hintergebiet einer kämpfenden Truppe. 5. Bezeichnung für Amerikaner. 6. Fluß in Belgien. 7. Sport. 8. Präposition. 9. Nebenfluß der Donau. 10. Aufeinanderfolgende Buchstaben. 11. Was nach einem alten Sprüchwort zum Teufel ist. 12. Meeresbuchtbezeichnung. 13. Ton. 14. Geigenbauer. 15. Feld- und Gartenfrucht. 16. Akkord. 17. Abkürzung für Wirtschaftsvereinigungen. 18. Kopfteil. 19. Stadtteil von Konstantinopel. 20. Person aus dem Buch Hiob. 21. Teil des Weinstockes. 22. Französische Verneinung. 23. Schankstätte. 24. Studentische Ehrenbeteuerung. 25. Was der Graf sagt, der perfekt französisch spricht. 26. Was aus dem Kopf wächst. 27. Weingegend. 28. Frau eines Reformators. 29. Wodurch ein Mensch gezeichnet ist. 30. Name vieler Flüsse. 31. Wurfwaffe. 32. Griechischer Gott. 33. Ausruf. 34. Lateinische Vorsatzsilbe, die dem deutschen un entspricht. Das Kreuz ergibt einen nordischen Mädchennamen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 66.

Notenrätsel:

Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du.

Verschiebungs-Aufgabe:

KARTOFFEL
PADERBORN
HERRSCHAFT
ERFRISCHUNG
LIBRETTO
SCHWABEN
FEUERLILIE
BATAVIA
TRIBUT
VERSTELLUNG
MARKETENDER

= Aprilwetter, Frauenlaune.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.